

„St Maria als ...“ Leerstellen als kreatives Konzept urbaner Pastoral

Michael Schüßler / Teresa Schweighofer

I. Wahrnehmung und Grundlegung

Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Im Falle der Kirche St. Maria in Stuttgart war es eher das Gegenteil. Die Kirche hatte Risse, der Putz brach herunter. Kirche als Ruine? Aber was für eine Ruine!

Dass die Kirche nicht mehr das erhabene Zentrum der Stadt ist und auch inhaltlich die Kirche selbst nicht mehr das Zentrum der Pastoral darstellt, das ist Anlass für eine neue Ortsbestimmung. Papst Franziskus nennt das in *Evangelii gaudium* die „conversion pastoral“, die pastorale Umkehr. Die Aufgabe von Kirche, ihre Mission, besteht nicht im Erhalt des Verbliebenen. „Das Leben wird reifer und reicher, je mehr man es hingibt, um anderen Leben zu geben. Darin besteht letztendlich die Mission“ (EG 10). Bei Franziskus verbindet sich das mit einer pastoralen Theologie, die hochkomprimiert in diesem Satz zum Ausdruck kommt: „Das Evangelium lädt ... dazu ein, dem Gott zu antworten, der uns liebt und uns rettet ..., indem man ihn in den anderen erkennt und aus sich selbst herausgeht, um das Wohl aller zu suchen“ (EG 38). Diese Bewegung, aus sich selbst herauszugehen um das Wohl aller im Stadtteil zu suchen, weil genau das eine großzügige und freigiebige Antwort ist auf die großzügige und freigiebige Zuwendung Gottes zu allen Menschen, diese Bewegung dokumentiert sich im Prozess „St. Maria als ...“.

Die Zusammenarbeit mit „Stadtlücken e.V.“ lässt sich dann als eine Art doppelte Fremdprophetie verstehen. Das erste ist sicherlich die theologisch relevante Zuschreibung, dass St. Maria eben eine Stadtlücke darstellt, eine durch seinen religiösen und zugleich ruinösen Zustand nicht eindeutig in das Verweckungsregime der City einzuverleibende Leerstelle zwischen Konsumtempeln, Bürobauten und Hauptverkehrsadern. Es ist die Entdeckung, dass die pastorale Aufgabe im digitalen Kapitalismus vor allem darin besteht, Orte und Ereignisse der Gratuität zu ermöglichen, des Bedingungslosen und Unverweckten.

Das zweite ist der Grundimpuls diese Leerstelle nicht einfach wieder mit Bekanntem zu füllen, sondern sie den Menschen vor Ort für ihre Art der Lebens- und Weltgestaltung auf neue Weise zur Verfügung zu stellen. Indem die Kirchenbänke entfernt wurden, konnte sich der Kirchenraum für mehr als die eine, vorgegebene Art und Weise der Raumeignung öffnen: „Wir haben eine Kirche – haben sie eine Idee?“ Die überraschende Erfahrung des Sommer 2017 lautet: Ja, es gibt viele Ideen und diese waren tatsächlich „neu, bunt, unkonkret, phantastisch, stückhaft, groß oder klein“, aber auch konkret, innovativ und durchdacht. Auf einem der Plakate war der Kommentar zu lesen:

„Du bist ein Haus. Ein altes. Menschen haben dich gebaut, in Ehrfurcht, so voller Details. Und es ist mir egal, ob du ein Gotteshaus bist, denn ich weiß nicht, ob es das gibt. Ich lasse es offen,

ich lasse dich offen. Und genauso offen gibst du dich nun. Dafür möchte ich mich bedanken. Das ist bockstark, und hilft uns Leuten. Yeah!“¹

In einer ersten konzeptionellen Reflexion lassen sich kreative Prozesse des produktiven Frei-gehens² entdecken. Das Evangelium ist freigegeben, indem die Mehrdeutigkeit des Raumes für sich spricht, indem sehr verschiedene, religiöse und säkulare, kulturelle und diakonische Veranstaltungsformen stattgefunden haben – von der Eucharistiefeyer über Lesungen bis hin zum Knistern tangotanzender Paare.

Freigeben bedeutet das Gegenteil von Aufgeben. Freigeben des Evangeliums bedeutet nicht es preiszugeben, sondern es für biographische, soziale und kulturelle Aneignungsprozesse anzubieten. Wer freigibt, kann nicht mehr direkt kontrollieren, ist aber auch nicht einfach verschwunden. Sobald man den Kirchenraum, eine bekenntnisfixierte Engführung und die Erwartung dauerhafter Kirchenbindung freigibt, explodiert das Interesse an dem, was man als Kirche der Stadt frei zu geben hat. Und umgekehrt. So kam der „Brotkorb“ auf die Idee, man könnte doch in der frei gegebenen Kirche Brot und Lebensmittel an Menschen in Notlagen verteilen. Das säkulare Stadtleben macht die Kirche darauf aufmerksam, was ihre Eucharistie, das dankbare Brechen des Brotes vor Gott, heute bedeuten könnte.

St. Maria kann als Ort einer ereignisbasierten Pastoral³ im urbanen Raum verstanden werden. Die „Stabilitas loci“ des Kirchenbaus verbindet sich mit den verflüssigten Lebens-, Sozial- und Kulturformen der Stadt. Nicht mehr die vorformatierten Absichten und Konzepte bestimmen und begrenzen das, was passiert. Es sind die Menschen und Initiativen, die Freuden und Hoffnungen, Trauer und Ängste der Menschen im Stadtteil und der Passanten, für die St. Maria zu einem Ereignis werden kann. Die Nichtfeststelltheit von St. Maria zwischen Sakralbau und Ruine, zwischen religiöser Kathedrale und säkularer Stadtlücke provoziert einen Prozess, in dem von Ereignis zu Ereignis die Bedeutung der Kirche und damit auch von „Kirche am Ort“ neu verhandelt wird. Erst diese „Leerstelle“ ermöglicht Aneignungspraktiken der Menschen, die sie nutzen: der ökumenischen, andersreligiösen und säkularen Akteure, die St. Maria ins Netzwerk des Stadtteils einbinden. Damit scheint implizit etwas zum pastoralen Konzept zu werden, was in der Systematischen und Praktischen Theologie seit einen paar Jahren ganz grundlegend stark gemacht wird. Dass Gott nämlich nicht durch seine religiöse Wirksamkeit und Nützlichkeit bezeugt wird, sondern gerade die Nicht-Notwendigkeit Gottes neue Bedeutung erlangt.

II. Vertiefungen

1. Die Leerstelle als theologischer Ort

Wie kann eine offene Leerstelle ein Konzept sein, könnte man fragen. Ist St. Maria dann nicht eigentlich profil- und nutzlos. Zeigt sich hier nicht, dass die Kirche ihren Auftrag und letztlich ihren Gott vollständig verloren hat? Führt eine Kirche als offene Leerstelle nicht zu einem nutzlosen Gott? Muss es der Kirche in der säkularen Stadt nicht darum gehen, „dass die Plausibilität des Redens über und von Gott vom Nachweis seiner Nützlichkeit, Brauchbarkeit oder Notwendigkeit wiederhergestellt

¹ Fotodokument Michael Schüßler.

² Vgl. Reinhard Feiter / Hadwig Müller (Hg.) Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 2012.

³ Vgl. Schüßler, Mit Gott neu beginnen. Die Zeitdimension von Theologie und Pastoral in ereignisbasierter Gesellschaft, Stuttgart 2013 (Praktische Theologie heute, Bd. 134) und ders. Liquid Church als Ereignis-Ekklesiologie.

wird“⁴? Groß scheint der Druck, die Leerstelle St. Maria möglichst schnell wieder als religiösen Ort zu vereindeutigen und für gemeindliche bzw. pastoralplanerische Konzepte zu verzwecken.

Hans-Jochim Höhn hält nun genau das nicht für die Lösung, sondern auf fundamentaltheologischer Ebene für eine Versuchung aktueller Theologie und Pastoral. Höhn erläutert die rettende Unbrauchbarkeit Gottes an der Versuchungsgeschichte Jesu in Mt. 4,1-11. Der teuflische Versucher will Beweise, dass Jesus Gottes Sohn ist. Es ist die alte Frage: Wie mächtig, wie nützlich ist mein Gott? Jesus soll Steine in Brot verwandeln, er soll sich vom Tempel in die Tiefe stürzen und er soll im Gegenzug zu „allen Reichen der Welt und ihrer Pracht“ den Versucher anbeten. Der entscheidende Punkt: Jesus lässt sich auf nichts davon ein. Aber es gibt in dieser Erzählung auch keine anderen Beweise oder Demonstrationen einer machtvollen Verortung Gottes. Der Teufel lässt irgendwann einfach ab und Engel dienen ihm, heißt es. Höhn spitzt das noch einmal zu. „Offenkundig weicht er der Frage aus, wozu der Gottesglaube gut ist, welchen Nutzen er bringt, wofür er sich auszahlt. Wer so fragt, will die Notwendigkeit Gottes für die Bewältigung innerweltlicher Probleme aufzeigen. [...] Mit dieser Logik konkurriert aber die Überzeugung Jesu, dass Gott [...] gerade unabhängig von diesen Notwendigkeiten zu denken ist, wenn man angemessen von ihm reden will.“⁵ Auf der innerweltlichen Notwendigkeit zu bestehen, das erscheint Höhn von der Versuchungsgeschichte her als eine Art frommer Häresie.⁶ Der Hinweis auf die sperrige Unbrauchbarkeit Gottes wird dagegen zu einer sehr aktuellen Weise seiner Entdeckung im Heute. „Sinn und [...] Bedeutung [...] des Redens von Gott in postsäkularen Kontexten zu demonstrieren, ist [...] nur möglich, wenn die Logik der Brauchbarkeit und Nützlichkeit aufgegeben wird. Dies ist nicht nur um der Vernunft, sondern auch und vor allem um Gottes willen geboten.“⁷

Ottmar Fuchs betont immer wieder „Gott im Glauben wirklich Gott sein zu lassen“⁸ und die voraussetzungslos allen Menschen zugesagte Rettung pastoral-praktisch nicht in „Wenn-dann“-Konstruktionen einzubauen.⁹ Das lässt sich bis in die biblische Hermeneutik hinein verfolgen. Die meisten biblischen Texte enthalten Leerstellen, gehen nicht auf und bezeugen Aufbrüche, Abbrüche und Umbrüche. Üblicherweise werden die sperrigen „Leerstellen“ der Bibel als problematische Verdunkelungen des göttlichen Sinns biblischer Texte interpretiert. Doch diese offene Mehrdeutigkeit sagt eben nicht nur etwas über die endlichen Grenzen des Menschen, sondern zugleich auch über die Wirklichkeit Gottes aus.¹⁰ Ulrike Bechmann, Alttestamentlerin und Religionswissenschaftlerin in Graz, schreibt: „Mit einer solchen Textunsicherheit kann man in zweifacher Weise umgehen. Man kann beklagen, dass der Text, der als Wort Gottes geglaubt wird, nicht deutlich ist und dadurch Unsicherheit entsteht. Man kann aber auch die Offenheit des Textes als theologisches Faktum nehmen. Sie fordert Menschen in ihrer eigenen Kreativität zur Interpretation und Verständnis dessen, was Gottes Wort für sie ist, heraus. Es gehört zur Offenbarung dazu, daß Menschen sich mit ihrer Lebenssituation und mit ihrem Wissen einbringen.“¹¹ Die Mehrdeutigkeit von Leerstellen ist keine Verwässerung der

⁴ Hans-Joachim Höhn, Die Kunst der Bestreitung. In postsäkularen Kontexten von Gott reden, in: Mirjam Rose/Michael Wermke (Hg.), Religiöse Rede in postsäkularen Gesellschaften, Leipzig 2016, 89-112, 98.

⁵ Höhn, Die Kunst der Bestreitung, 106.

⁶ So ebd. 106f.

⁷ Ebd. 99.

⁸ Vgl. Ottmar Fuchs, Wer's glaubt, wird selig ... Wer's nicht glaubt, kommt auch in den Himmel, Würzburg 2012, 136.

⁹ Ottmar Fuchs, Wir müssen gar nichts tun, sondern dürfen anders sein, um das Richtige tun zu können, online: <https://www.euangel.de/ausgabe-1-2014/neue-spiritualitaet-und-christentum/wir-muessen-gar-nichts-tun-sondern-duerfen-anders-sein-um-das-richtige-tun-zu-koennen/> [Stand 07.06.2017].

¹⁰ Vgl. 462. Ottmar Fuchs, Bibelübersetzungen als „Unruheherd“. Eine pastorale Chance, in: Bibel und Kirche 69 (2014), 1, 45-51.

¹¹ Ulrike Bechmann, zitiert nach Fuchs, Bibelübersetzungen.

Eindeutigkeiten Gottes, sondern Teil der Offenbarung seiner Optionen, nämlich nichts mit Gewalt in Einheits- und Eindeutigkeitsformen zu pressen – sondern Freiheit und Vielfalt zuzulassen und sogar anzuregen. Biblische Texte und ihre Leerstellen sind mit Ottmar Fuchs selbst Unruheherde für eine je menschlichere Welt.

Für Michel de Certeau gehört es zur paradoxen (Nicht-)Identität der christlichen Offenbarung, dass wir gerade keinen eindeutigen Zugriff auf das Ursprungs-Ereignis haben. „Die Wahrheit des Anfangs enthüllt sich nur durch den Raum von Möglichkeiten, den sie eröffnet. ... Sie ist die Bedingung und nicht der Gegenstand der Operation, die sich aus ihr ergeben. ... Endlos stirbt sie ihrer eigenen historischen Partikularität, aber in die Erfindungen hinein, die sie anregt“¹², so Certeau. Das Grab ist leer und auf dem Weg nach Emmaus ist Jesus in dem Moment verschwunden, in dem er identifiziert werden konnte. Die Jünger müssen sich ihren eigenen Reim darauf machen, ihre eigene Theologie und Lebenspraxis entwerfen. „Das Ereignis faltet sich aus (es verifiziert sich) im Modus des Verschwindens in den Differenzen, die es möglich macht. ... In allen ihren Gestalten hat diese Beziehung des ‚Anfangs‘ zu seiner ‚Verifikation‘ keine andere als eine plurale Form.“¹³ Die Frage ist also nicht, worauf legt uns die christliche Tradition fest, sondern welche Horizonte eröffnet sie für das Leben in der Gegenwart. Christlich heißt jene Praktik, die sich zu „den unerwarteten oder unbekanntem Räumen bekennt, die Gott anderswo und auf andere Weise auftut“¹⁴.

Für eine Reflexion von St. Maria ist entscheidend, dass Certeau sein theologisch durchdrungenes Denken für eine urbane Raumtheorie fruchtbar macht.¹⁵ Certeau gilt als Impulsgeber des „Spatial Turn“ hin zu den nachmodernen Raumwissenschaften in Soziologie und Geographie. Die „unerwarteten Räume, die Gott auftut“ verflüssigen das, was Certeau die Stabilität von Orten nennt. Orte sind die stadtplanerischen Punkte im Raum, mit eigener Identität und klarer Funktionszuweisung. Dagegen „ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht“¹⁶. Man könnte sagen, der Sommer 2017 hat aus dem sakralen Ort Kirche einen pastoralen Raum entstehen lassen. „Der Raum ist ein Geflecht von beweglichen Elementen ..., ist gewissenmaßen von der Gesamtheit der Bewegungen erfüllt, die sich in ihm entfalten. ... Im Gegensatz zum Ort gibt es weder eine Eindeutigkeit noch die Stabilität von etwas ‚Eigenem‘.“¹⁷ Und genau das ist eine Chance, dass sich für Menschen etwas ereignen kann; mit Certeau: dass sich Evangelium ereignen kann.

2. Kreative Leerstellen als pastorales Konzept

Müsste man der Kirche nicht auch in ihrem Handeln und ihrer Struktur mehr ansehen, dass sie sich auf einen Gott hin versteht, den sie als unverfügbares Geheimnis unserer Existenz bekennt?

In der französischen Pastoral d'engendrement lautet eine grundlegende Beobachtung, „dass die erste ... Berufung des Jesus von Nazareth nicht die war, Jünger zugewinnen; ... Wenn dieser Jesus jemandem, der sich an ihn wendet, sagt: ‚Dein Glaube hat dich gerettet‘, und ihn nach Hause zurückschickt, ohne einen Jünger aus ihm zu machen, bekundet er damit ..., dass das Heil nicht aus einer Zugehörigkeit hervorgeht und dass man sogar zum Reich Gottes gehören kann, ohne davon zu wissen. Um was es

¹² Michel De Certeau, GlaubensSchwachheit, Stuttgart 2009, 176.

¹³ Certeau, Glaubensschwachheit, 177.

¹⁴ Certeau, Glaubensschwachheit, 180.

¹⁵ Vgl. die mitlaufenden Rezeptionsvarianten von Certeau in Christian Bauer, Konstellative Pastoraltheologie. Erkundungen zwischen Diskursarchiven und Praxisfeldern, Stuttgart 2017.

¹⁶ Michel de Certeau, Kunst des Handelns, Berlin 1988, 218.

¹⁷ Certeau, Kunst des Handelns.

hier geht, ist schlicht, zum Leben zu kommen.“¹⁸ Man muss also weder Gott in der Geschichte retten noch kirchliche Sozialformen für die Zukunft sichern. Das Evangelium „hängt für immer an einem unvorhersehbaren Ereignis, ... der absolut einzigartigen Fähigkeit jedes Menschen, ins Leben Vertrauen zu setzen, Vertrauen auf sich selbst und auf die anderen“¹⁹.

Spirituell wird es für die Kirche darauf ankommen, einem Ereignis in der Spur des Evangeliums wirklich zu trauen, wo auch immer es denn passiert. Genau das meint ereignisbasierte Pastoral. Und zwar auch dann, wenn damit kein Gemeindemitglied gewonnen wird und man nicht weiß, ob eine Geschichte mit Gott gerade begonnen, fortgesetzt oder unterbrochen wurde. „Denn es gibt noch andere Orte Gottes als die Kirche und noch andere Orte der Pastoral als unsere Pfarreien. ... Und vielleicht müssen ja auch gar nicht alle (Menschen und, M.S.) Milieus zur Kirche bekehrt werden, weil Gott für sie noch ganz andere Heilswege bereit hält als diese“²⁰, so Christian Bauer treffend. Man darf die Präsenz Gottes nicht auf jene Bereiche einengen, wo er explizit benannt und wo ausdrücklich an ihn geglaubt wird. Wenn sich Kirche als die sozialen Konkretionsversuche des Evangeliums heute über formale Organisation und kompakte Vergemeinschaftung hinaus verflüssigt, dann kann wohl vermutet werden, dass Gott dabei selbst seine Finger im Spiel hat.

Unaufdringliche Antreffbarkeit

Rainer Bucher beschreibt in einem Beitrag zur Kirchen(um)nutzung ziemlich genau das, was im Sommer 2017 mit der Kirche St. Maria in Stuttgart passiert ist. „Begrift man die Kirchengebäude nicht nur als „Versammlungsraum der Gemeinde“, sondern auch als weithin sichtbaren Ort pastoraler ‚Gastfreundschaft, Anonymität und der Spontaneität‘ für *alle* dann sind sie erst einmal ein pastoraler Schatz, zumindest dann, wenn man ihn auch tatsächlich mit anderen teilt.“²¹

Rainer Bucher schlägt eine klare Krieriologie vor. „Nicht die Zahl der sich versammelnden Katholikinnen und Katholiken ...sollte das Kriterium bilden, ... sondern ob es eine Chance gibt, dass in ihr sich ‚das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht‘ (GS 45) – wodurch auch immer, für wen auch immer, wie auch immer.“²² Die Unfestgestelltheit der Sozial- und Handlungsformen ist entscheidend. „Man sollte sich Kirchengebäude zukünftig als multifunktionell genutzte pastorale Räume vorstellen, immer auch liturgischer Raum, immer auch Versammlungsraum, vor allem aber immer auch Raum der konkreten diakonischen Selbstverausgabung für die Bedürftigen, offen und voller Angebote“.²³

Gastfreundliche Gratuität

Die Botschaft eines uns Menschen mit seiner Gnade zuvorkommenden Gottes bezeugt sich besonders an *Orten des Umsonst*, die organisationskirchlich zunächst vielleicht wenig „bringen“, an denen aber punktuell alte Grenzziehungen zwischen Menschen ihre Bedeutung verlieren und sie zum Leben kommen. Die Kirche St. Maria übernimmt deshalb nicht mehr die Aufgabe, die säkulare Stadt religiös zu bekehren, kirchlich zu integrieren oder spirituell zu reinigen. Das Projekt „St. Maria als ...“ hat etwas in Praxisformen erprobt, was Matthias Sellman im Sommer 2017 zeitgleich mit dem Anspruch

¹⁸ Jean Marie Donegani, in: Feiter / Müller, Frei geben, 69.

¹⁹ Christoph Theobald, in: Feiter - Müller, Frei geben, 116.

²⁰ Christian Bauer, Gott im Milieu? Ein zweiter Blick auf die Sinus-Milieu-Studie, in: Diakonia 39 (2008), H 2., 123-129, 127.

²¹ Rainer Bucher, Unaufdringliche Antreffbarkeit. Ein Plädoyer für kreative und multiple pastorale Kirchenraumnutzung, in: Theologisch-praktische Quartalschrift, 165 (2017), 115-122, 121.

²² Rainer Bucher, Unaufdringliche Antreffbarkeit, 121f.

²³ Bucher, Unaufdringliche Antreffbarkeit, 122.

visionärer Programmatik als „eine Kirche, die Platz macht“²⁴ beschrieben hat. Man denkt sich nicht mehr als Zentrum, sondern als ereignishafte Gelegenheit. Man will nicht mehr Gott oder die Religion retten, sondern aus religiösen Gründen das säkulare Leben der Menschen von heute. „Eine Kirche, die Platz macht, macht also Platz für Säkularität. Sie macht Platz für das Gemeinwohl. Sie macht Platz für Talente, für Wachstum, für Potenzialentfaltung. Sie macht Platz für Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Sie macht Platz für den je eigenen Reim auf das Leben.“²⁵ St. Maria testet exemplarisch eine Kirchlichkeit, der es darum geht „einen Schutz- und Gestaltungsraum des Öffentlichen anzuschaffen, den sie gerade nicht von sich her ableitet und den sie auch nicht primär als Durchsetzungsraum ihrer eigenen Agenda kultiviert“²⁶. „Es wäre eine ... Präsenz, die das Weltliche der Stadt gerade deswegen nicht überwinden, dominieren oder verändern will, weil sie Ausdruck einer Schöpfungstheologie ist, in der ein Gott die Welt gerade dadurch erschafft, dass er sich zurücknimmt.“²⁷.

Pastoral kuratieren, statt kirchlich dominieren

Wahrscheinlich gibt es für St. Maria zwei Straßengraben, die man vermeiden müsste. Das eine wäre eine „Normalisierung“ des Ortes nach den Kriterien territorialer Pastoral, das erneute „Selbst-Füllen“ der Leerstelle. Das andere wäre eine Suspendierung von theologischen Fragen und der Orientierung am Evangelium, indem die Kirche einfach als Veranstaltungsraum wie viele andere Säle und Hallen wird. Was also gelingen muss, ist die schwierige Balance zwischen der Über- und Unterdeterminierung des Raumes. Was wären weitere Möglichkeiten?

St. Maria könnte sich als ein pastoral kuratierter Raum verstehen, der nicht allein für kirchliche, aber sorgfältig ausgewählte Ereignisse und Handlungsformen Platz bietet. Kuratieren meint, dass viele verschiedene Formen vernetzt werden können, aber es gibt eine Spur, um die das Kuratierte kreist. Diese Spur wäre bei pastoral kuratieren Formen das Evangelium, die befreienden Ereignisse, die vom Glauben her als Gnadenchancen für das Reich Gottes identifiziert werden könnten. Kunst-Kuratoren gestalten in der Regel wenig eigene Kunstwerke oder Ausstellungstücke, sondern sie haben einen Blick für das was andernorts oder auch direkt vor der eigenen Haustür an Sehens- und Ausstellungswertem geschieht. Parallel dazu wäre es die Aufgabe von den Verantwortlichen in St. Maria ihre Umgebung und unsere Zeit insgesamt genau zu beobachten und feinfühlig jenen Spuren Platz bieten, in denen sich Gottesbegegnung in irgendeiner Form potentiell ereignen könnte. Das kann von Kunstperformances wie den Silent-Tango-Abend über diakonische Ereignisse wie die sanitäre Versorgung von Menschen auf der Straße bis hin zu neuen liturgischen und rituellen Formen führen (Sakramentale Ritenkreativität).

Einbettung in die Gesamtpastoral Stadtdekanat Stuttgart

Im Rahmen des Prozesses „Aufbrechen. Kirche in der Stadt“ wurde neben der Neustrukturierung der Seelsorgeräume vor allem die Einrichtung thematischer pastoraler Zentren avisiert. Das ist in einer urbanen Situation eine mögliche Antwort auf die Ballungswirklichkeit, in der nicht jeder kirchliche Ort alle pastoralen Angebote in gleicher Intensität vorhalten muss. Zugleich scheint die Leerstelle von St. Maria eine Art komplementäre Ergänzung zum bisherigen Konzept zu sein. Es reagiert ergänzend zur

²⁴ Vgl. Matthias Sellmann, "Für eine Kirche, die Platz macht!" : Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral, in: Diakonia, 48 (2017), 74-82.

²⁵ Sellmann, „Für eine Kirche, die Platz macht“, 79.

²⁶ Eufinger/Sellmann, Der verlorene Raum, 135-136.

²⁷ Veronika Eufinger / Matthais Sellmann, Der verlorene Raum? Citypastoral als urbane Strategie der Kirche in soziologischer und pastoraltheologischer Perspektive, in: IKaZ (= Internationale Katholische Zeitschrift), H. 3 (2016), 125-137, 136.

sinnvollen pastoralen Spezialisierung auf jene Bedarfe und Gelegenheiten, die bei jeder Spezialisierung durch das Raster fallen.

Indem St. Maria mitten in den ökonomischen Verwertungsstrukturen der Stadt eine Lücke reißt und diese Lücke auch nicht mit neuen Zweckbestimmungen und Eindeutigkeiten auffüllt, auch nicht mit rein gemeindegkirchlichen, dokumentiert sich das Potenzial zu einem signifikanten Andersort – nicht nur in der Kirche, sondern in der Stuttgarter City selbst. Das entspricht übrigens der treffenden Bemerkung von Stadtdekan Christian Hermes: „Sinnvoll sind niedrigschwellige Angebote eines Andersorts, eines Heterotopos im Sinne von Michel de Foucault, an dem ganz andere Gesetze gelten als in der Umgebung“²⁸ Wie schade wäre es, diesen eröffneten Heterotopos „St. Maria als...“ einfach wieder in die organisationale Ordnung der kirchlichen Dinge einzugliedern. Sozial- und Kulturwissenschaftlerinnen gehen jedenfalls davon aus, „dass Mehrdeutigkeiten stabiler und leitungsfähiger sind als Eindeutigkeiten, obwohl sie einen unvergleichlich viel fragileren Eindruck machen“²⁹. Bedeutsames entsteht gerade dann, wenn man auch Scheitern darf und Dauer entwickelt sich, wenn provisorischen Lösungen für den Moment vertraut wird. „Vielleicht ist nur dies der Fehler ... so vieler Reformversuche der Kirche als Organisation, dass sie nach zu viel Ordnung und zuviel Regelung suchen, wo es doch darauf ankäme, nach brauchbarer Unordnung oder ... nach ‚brauchbarer Illegalität‘ zu suchen. ... Denn nur dort, in den flüchtigen Begegnungen ... kann die Anerkennung gefunden werden, nach der die Kirche so dringend sucht ...“³⁰ Bei allen Entwicklungsversuchen von St. Maria käme es darauf an, deren brauchbare Illegalität, die Chance auf flüchtige Begegnungen möglichst lange zu erhalten.

Zuletzt: Heilsame Selbstrelativierungen

Auch wenn in dieser Skizze ein gewisser theologischer Begründungsaufwand sichtbar wird: Projekte wie „St. Maria als“ dürfen nicht als DIE eine paradigmatische Kirchenform der Zukunft missverstanden werden. Es geht darum Vielfalt zu fördern und eine Diversität an pastoralen Orten zu ermöglichen, die der Diversität sowohl Gottes wie der Menschen annähernd gerecht wird. Das heißt, die pastorale Qualität liegt auch in der Relativierung zu anderen Orten in Kirche und Gesellschaft - und dass dort eben nicht dasselbe, sondern Anderes passiert.

²⁸ Christian Hermes, "Christen können Stadt". Ein Gespräch mit dem Stuttgarter Stadtdekan Christian Hermes von Stefan Orth, in: Herder-Korrespondenz, 69 (2015), 290-293, 293.

²⁹ Maren Lehmann, Leutemangel. Mitgliedschaft und Begegnung als Formen der Kirche, in: Jan Hermelink – Gerhard Wegner (Hg.), Paradoxien kirchlicher Organisation. Niklas Luhmanns Kirchensoziologie und die aktuelle Reform der evangelischen Kirche, Würzburg 2008, 123–144, 126.

³⁰ Lehmann, Leutemangel, 129.